

89]

(Nachdruck verboten.)

## Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre  
von Wilhelmine v. Hillern.

Sie gräbt und schaufelt, wie wenn es um einen Lebenden, nicht um einen todtten Bruder ginge. — Es geht aber für sie um mehr, um das Heiligste, — um ein christliches Grab! Wenn sie dem Todten das verscherzt — dann ist es für ewig verloren. — Und mit erneuter Wucht fallen die Streiche, und ganze Blöcke Erde und Gestein wirft sie heraus. Sie hört nicht mehr die Uhr schlagen, sie hat nicht gemerkt, daß es Tag ist. Nur hinunter geht ihr Blick und ihr Denken — „noch nicht tief genug?“ —

Der Schweiß läuft ihr von der Stirn, sie nimmt sich nicht die Zeit, ihn abzuwischen. Sie ist bis zur Hüfte mit Erde bedeckt, — ihre Hände sind inwendig voll Blasen und Schwielen, ihre Finger bluten, die Arme fangen an zu zittern — jetzt läutet's zur Frühmesse — halb Sieben! Wenn es dem Pfarrer einfiel, hier herum zu gehen! — Sie wirft die Schaufel weg — und greift gleich mit Händen und Nägeln zu, — sie gräbt und wühlt. Die Adern an Stirn und Schläfen sind dick aufgeschwollen, — der Mund ringt nach Luft. Das Gewand ist zerprengt und zerrissen — sie ist zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Frühmesse ist zu End' — aber in einer halben Stunde läutet's zum Amt. — „Hilf Gott — hilf Gott!“ ist alles, was sie noch beten kann. — Halt aus, arme Seel', hat gestern Abend Gemming gesagt — ja, halt aus! — Die letzten Schollen sind gehoben. Die Glocke schlägt an — halb acht — Wiltraud steht im Grabe und mißt — es hat die Höhe — es reicht!

Jetzt nur sich zusammennehmen, daß im letzten Augenblicke nichts verfehlt wird! — Da giebt's kein Entfliehen, — da heißt's nur — Fertigmachen, komme was wolle! — Ueberlegen kann sie nichts mehr, — nur mechanisch befolgt sie eine dunkle Erinnerung an ihren früheren Plan. Der Sarg muß hinunter — nur schnell! Aber wie? Es fällt ihr wieder ein, wozu sie das Brett mitgenommen. Es sollte zum Hinunterlassen dienen. — Ja, sie weiß es noch, so war's! Sie stellt das Brett schräg in die Grube, daß es unten aufliegt und oben darüber hinausragt. Dann schiebt sie mit letzter Kraft den Sarg der Länge nach darauf und läßt ihn so hinabgleiten. Nun zieht sie das Brett langsam heraus und in demselben Maß senkt sich allmählig der Sarg. — Jetzt steht er unten — es ist vollbracht! Noch fünf Minuten hat sie, bis es zusammenläutet. — „Die Erde drauf — zudecken!“ — so sagt sie sich selbst vor, wie etwas Auswendiggelerntes. — „Aber nicht schaufelweis — gleich alles auf einmal! Mit der ganzen Wucht des Körpers stemmt sie sich gegen den aufgeworfenen Erdwall und wälzt die oberste Schicht mit einem Ruck auf den Sarg. — Dann nimmt sie die Schaufel, um den Rest nachzuwerfen, — aber es geht nicht mehr — die Kräfte verlassen sie — die Arme werden völlig steif. — Da blickt sie auf in ihrer Hilflosigkeit — der Kirchhof ist voll Menschen. Einer vom andern herbeigewinkt und gerufen. — Und dort eine schwarze hagere Gestalt, die alle andern überragt — im langen Gewand, mit großen Schritten auf sie zutretend — der Pfarrer! Wiltraud muß sich auf die Schaufel stützen, um nicht umzusinken. — Also doch nicht fertig geworden — alles umsonst! —

„Was ist hier geschehen?“ fragt der Pfarrer, Wiltraud mit dem Blick tödtlichsten Hasses betrachtend. Seine schmalen Lippen bebten vor innerer Erregung. — „Soeben berichtete man mir, man habe heute Nacht mehrmals ein Scharren und Schaufeln gehört, wie wenn ein Grab geöffnet würde. Leider versäumt diese Helden, näher nachzusehen, weil sie fürchteten, es seien Haberer im Spiel. Wenn ich aber jene Beobachtung mit Deiner Erscheinung hier zusammenreime, so ergibt sich ein nicht zu leugnender Zusammenhang. — Du bist so weit gekommen, daß man Dir alles — selbst das Unerhörteste zutrauen kann, — also habe ich ein Recht, Dich zu fragen, was hast Du heute gethan?“

„J? i — hab' die Gräber von meine Eltern herrichten

wollen, weil's so verwahrlost sind,“ — wiederholt das Mädchen ihre selbstgelehrte Lektion.

„So — und dazu brauchtest Du Steinspindel, Seile und dieses Brett?“ fragte der Pfarrer weiter. „Du bist ja über und über in Lehm getaucht und Deine Hände bluten! — Sieht man so aus, wenn man ein Grab anpflanzt und wählt man dazu den Sonntag? Leugne nur, leugne und lüge nach Herzenslust, — damit es doch keine Untugend giebt, deren Du Dich nicht rühmen kannst.“

Wiltraud steht immer auf ihre Schaufel gelehnt und starrt in das halb zugeschüttete Grab.

„Ich habe angeordnet, daß der Todtengräber sogleich das Grab des Haberers, Deines Bruders, untersucht. Dann werden wir ja sehen, was es damit für eine Bewandniß hat!“

Wiltraud wirft die Schaufel weg, als habe sie ihre Kraft wiedergewonnen.

„I will's auch nimmer leugnen — I will nimmer lügen. Ja, — in Gottes Namen — i hab's gethan!“

„Was hast Du gethan?“

„Mei! Den Sebald ausgraben und ihn da 'reing'legt!“

„Jesus Maria — hat ma so was erlebt —“ schreit alles durcheinander. Es ist ein solcher Sturm von Entrüstung, daß der Pfarrer nicht zu Wort kommen kann. „Grab scheitern sollt ma sie, die Leichenräuberin, die Grabshänderin —!“ heult jenes alte Weib, das Wiltraud schon bei der Bestattung des Vaters mit ihren giftigen Dornen ritzte — und der Chor der frommen Genossinnen heult es nach. — Die arme Liesey aber, die Wiltraud damals getröstet, ist diesem Christenthum schon zum Opfer gefallen und liegt da drüben unter jenem bescheidenen Hügel — wo Wiltraud's Blick hin schweift.

Alles spricht, schimpft und schreit durcheinander. Grauen vor dem Uebermenschlichen dieser That, Neid und Zorn über einen Muth, der Männer beschämt, — Aberglauben und Buchstabenfanatismus, alles braust und zischt über Wiltraud her — tausendmal schlimmer, als das Gewitter von heute Nacht. — „Wann die Todten im Grab nimmer sicher sind — was ist denn dann sicher vor der?“

„Der ist ja nix mehr heilig —“

„Vor der behüt ein'n Gott!“

„So was in der G'meind' haben — böz ist a Schandstec für 'n Ort!“

„Ausg'wiesen g'hört sie —“

„Na, 'nausg'scheitelt g'hört sie — die Schleichert hat recht.“

Einige fassen das Brett und fangen an, es in Scheite zu zerpalten, damit der Herr Pfarrer ihren frommen Eifer sieht.

„Halt — Ruhe,“ gebietet der jetzt, nachdem er die Leute sich hat lang genug austoben lassen. Es wird still. Der Geistliche steht einen Augenblick vor Wiltraud und sieht sie durchbohrend an. Sie bleibt unbeweglich und hält den Blick aus. — „Unbengsam!“ sagt der Pfarrer. „Aber wir werden Dich schon brechen. Komm mit in die Kirche!“

Wiltraud schaut unwillkürlich auf ihren zerfetzten, beschmutzten Anzug.

„Das thut nichts — Deine Schande ist noch viel häßlicher, als Dein Gewand — komm mit, ich befehle es!“

Wiltraud gehorcht. Der Pfarrer wendet sich zu den Anstehenden. „Meine Freunde, es ist Zeit zum Gottesdienste.“

Alles strömt in die Kirche. Die Stühle rechts sind schon von Männern besetzt, die aus dem oberen Dorf direkt in die Kirche kamen und von dem Vorfall auf dem Friedhof nichts ahnten. Unter ihnen ist Lenz. — Wiltraud hat die anderen vor sich hergehen lassen und ist an der Thür stehen geblieben, bis alles drin war. Dann schleicht sie hinten durch den Glockenthurm herein und kniet, unter dem Chor versteckt, im letzten Stuhl nieder.

Aber Lenz' scharfes Auge sieht sie doch, und er bemerkt mit Schrecken ihre beschmutzten Kleider und ihr fürchterliches Aussehen. „Was ist da g'schehen?“ fragt er sich, und eine namenlose Angst um sie bemächtigt sich seiner. Er ahnt ein Unglück.

Der Gottesdienst nimmt seinen Verlauf. Das Evangelium ist vorüber und der Pfarrer besteigt die Kanzel. Eine kurze, zerstreute Predigt — dann eine lange Pause. Jedermann fühlt, daß der Pfarrer zu einem Streich ausholt, — daß sich

etwas Schweres vorbereitet. Lenz sieht erstaunt bald auf die Kanzel, bald auf die Leute.

„Was kann er nur wollen?“

„Es ist der christlichen Gemeinde anzuzeigen,“ beginnt der Pfarrer, „daß heute Nacht in unserer Mitte ein furchtbares, fast unglaubliches Verbrechen — ein Sakrilegium — begangen wurde.“ Er blickt, wie damals bei Verlesung des Bannbriefes, fest nach einer Stelle hin, — Lenz folgt dem Blick — der Herzschlag stockt ihm — es ist die Richtung, wo Wiltraud kniet.

„Ihr wißt alle — meine christlichen Zuhörer, daß kraft erzbischöflichen Hirtenbriefes vom dreißigsten Oktober vorigen Jahres über alle, welche sich an den sogenannten Haberfeldtreiben beteiligen, sowie über alle, welche dem, jedem göttlichen und weltlichen Gesetze hohnsprechenden Habererbunde angehören, der große Kirchenbann verhängt ist. Infolge dessen waren wir wiederholt genötigt, Haberern, welche ohne Buße und Reue starben, das christliche Begräbniß zu versagen. — Unter andern auch dem Sebald Allmeyer, welcher trotz seiner Jugend und seiner Kränklichkeit sich doch verleiten ließ, dieses schändliche Treiben mitzumachen.“

Lenz erröthet und wird unruhig.

„Alle Angehörigen solcher unglücklichen haben sich ohne Murren in die Anordnung unserer heiligen Kirche gefügt. — Eine einzige, die Schwester des Allmeyer, hat in einem geradezu beispiellosen Sinn der Auflehnung gegen die höchste Autorität und gegen mich, eine That verübt, die an Rohheit und Verachtung der Religion alles übertrifft, was man einem weiblichen Wesen zutrauen sollte.“

Bei dem Worte „Verachtung der Religion“ ertönt ein leiser Schrei des Schmerzes von der Richtung unter dem Chor her.

„Ich kann es leider nicht mehr verschweigen, daß diese Wiltraud Allmeyer schon seit längerer Zeit in jeder Weise entartet ist. Ihr Haus ist zu einer Habererberberge herabgesunken. Ihre Sitten sind unzulässig — an kein Gebot der Kirche bindet sie sich mehr, jedem ermahnenden Zuspruch setzt sie boshaften Trotz entgegen. Ich habe darüber geschwiegen, solange es in privaten Grenzen blieb — jetzt aber nimmt das Gebaren der unglücklichen Gesunkenen Dimensionen an, die der Seelsorger einer christlichen Gemeinde nicht mehr ignoriren darf. Die betreffende Wiltraud Allmeyer hat heute Nacht, als echte Jüngerin der habererischen Lehren, das dreifache Verbrechen der Graberschändung, des Leichenraubes und des Widerstandes gegen die Obrigkeit begangen, indem sie ihren Bruder aus seinem Grabe riß und denselben eigenmächtig in geweihter Erde neben seinem Vater begrub!“

(Fortsetzung folgt.)

## Dem englischen Schulwesen.

Unser Londoner Korrespondent schreibt uns:

Ein hübsches Gegenstück zu den Bestrebungen preussischer Staatsreformer, die heranwachsende Jugend in den Universitäten vor dem Gift des Sozialismus zu schützen, hat sich kürzlich in einem der vornehmsten Erziehungsinstitute Englands abgespielt. Dulwig-College in Dulwig bei London ist eine der ältesten, größten und theuersten Alumnatschulen für Knaben, die dort zum Eintritt in die Universität oder in technische Hochschulen vorbereitet werden. In dieser Schule nun ließ vor einigen Wochen der Lehrer der höchsten Klasse den Schülern einen Vortrag über den Sozialismus halten, und zwar von keinem anderen als Tom Mann, dem Streikführer und Agitator der Independent Labour Party. Als der Bericht über den Vortrag in der Presse erschien, ließen sich natürlich Leute vernehmen, die das Vorgehen bedenklich fanden, und einige gängstige Eltern wandten sich in ihrer Bedrängniß an den Direktor des Instituts mit der Anfrage, wie sich die Sache verhalte. Darauf, und in Antwort auf einen Angriff in der Presse, hat dieser folgende Erklärung in der „Times“ veröffentlicht:

„Der Vortrag, der zwar nicht durch meine Veranlassung aber mit meiner Zustimmung gehalten wurde, nachdem Herr Mann eine eine ihm gewordene Einladung freundlich angenommen hatte, wurde vor einer Abtheilung der älteren Knaben gehalten. Die Theilnahme war freiwillig, und es erscheint mir keine Annahme meinerseits noch hinzuzufügen, daß, (was die [Zeitungs]-Notiz zu bestreiten scheint) der Vortrag unanfechtbar und in jeder Hinsicht nutzbringend war. Ich weiß nicht, was eine Erziehung werth ist, die dem Lernenden nur einen Theil und eine Seite der wichtigsten sozialen und ökonomischen Frage der Zeit vorführt; vielleicht sind selbst die Sozialisten für die gegenwärtige Ordnung der Dinge nicht so ge-ährlich wie diejenigen, welche die Erziehung derart einschränken wollen.“

Und damit hatte die Sache ein Ende, wobei noch bemerkt sei, daß die jungen Leute dem Vortrag lauten Beifall gezollt hatten.

Wie man überhaupt hier die Jugend zur Theilnahme am öffentlichen Leben erzieht, dafür ist mir ein Beispiel aus einer öffentlichen Mädchenschule bekannt, die von Töchtern des kleinen Mittelstandes besucht wird. Dort gab eine Schulanwältin eine Probekunde in Geschichte, und das Thema war die Anti-Kornzoll-Agitation. Die Wahl des Gegenstandes ist bezeichnend genug, denn so unschuldig die Gegnerschaft gegen Kornzölle heute ist, war die Agitation doch ein Kampf, wo die Volksmasse zur Beseitigung eines Klassenprivilegiums auf die Bühne gerufen wurde. Als aber die Kandidatin geschlossen, hielt das mitanwesende Mitglied der Schuldeputation noch eine Ansprache an die Mädchen und ermahnte sie, sich aus dem Gehörten eine Lehre zu ziehen, sich über die Fragen der Zeit zu informiren und sich zu bestreben, nicht gedankenlos nachzuschwäben, was sie zu Hause hören, sondern eine selbständige politische Ansicht zu gewinnen, „gleichviel ob es verstockter Konservatismus oder brandrother Radikalismus ist“. Er hoffe, daß wenn sie erwachsen sein würden, die Frauen mittlerweile das Recht erlangt hätten, ins Parlament einzutreten.

Und die Welt steht noch.

Daß aber bei weitem nicht alles Gold in England ist, zeigt der gestern vom Senat der Universität Cambridge mit nahezu drei Viertel Mehrheit gefaßte Beschluß, den weiblichen Studirenden keine akademischen Grade zu ertheilen. Der Beschluß ist so ungerecht und unlogisch, daß fast die ganze Presse ihn verurtheilt, er ist der Ausfluß eines gradezu kindischen Zunftgeistes. Cambridge hat zwei Kollegien für Studentinnen, es läßt die weiblichen Studentinnen zu seinen öffentlichen Prüfungen zu, verweigert ihnen aber die Grade, so daß also eine weibliche Person, auch wenn sie noch so gute Prüfungen abgelegt hat, nicht in der Lage ist, bei Bewerbungen um Lehrstellen zc. sich als Inhaberin des entsprechenden akademischen Grades zu bezeichnen. Grund der Ablehnung ist die Furcht der männlichen Studirenden, daß die Universität von Frauen überlaufen und ganz deren Einfluß unterworfen werden könne. Das würde die Blüthe der männlichen Studentenschaft immer mehr nach Oxford treiben, so daß Cambridge bei den Sport-Wettkämpfen zc. völlig ins Hintertreffen geriethe. Durch Androhung von Repressalien aller Art haben sie einen solchen Terrorismus auf die stimmberechtigten Mitglieder der Universität ausgeübt, daß viele derselben um des lieben Friedens willen, resp. um der geliebten Universität noch größere Schande zu ersparen, wider ihr besseres Wissen mit Nein stimmten. Der Oxford- oder Cambridge-Mann hängt nämlich an seiner Universität mit einer Leidenschaft, von der man im Auslande gar keine Vorstellung hat, und die geradezu den Charakter einer Religion hat. Wer in Oxford oder Cambridge seinen „Master of Arts“ gemacht hat — ein Titel, der unserem Doktor entspricht —, bleibt sein Lebenslang, sofern er nur einen kleinen Beitrag zahlt, Mitglied des Senats der Universität, und unter den 1713 mit Nein Stimmenden befanden sich eine sehr große Anzahl solcher Titular-Mitglieder. Ebenso waren indeß auch Titular-Mitglieder gestern nach Cambridge gefahren, um für das Recht der Frauen ihre Stimme in die Waagschale zu legen. Der Senatsausschuß hatte mit 14 gegen 5 Stimmen Annahme empfohlen, und um die Sache möglichst unanfechtbar zu machen, war die Frage auf Zulassung bloß zum ersten Universitätsgrad (dem Baccalaureat), womit keine Mitgliedschaft zur Universität verbunden sein sollte, gestellt. Aber die Studenten wollten nach dem Grundsatz „Behre den Anfängen“ auch davon nichts wissen. Während der Abstimmung und nach derselben bewiesen sie ihre Männlichkeit durch wüthes Gejohle und allerhand anderen groben und selbst brutalen Unfug und feierten ihren Sieg über die Studentinnen — es hatten nur 662 Mitglieder mit Ja gestimmt — durch Prozeffionen und Abbrennen von Feuerwerk. Am Schluß überwog ein etwas gutartigerer Humor, aber der ganze Vorgang kann nur als ein Schandstuck in den Annalen von Cambridge bezeichnet werden.

Die Frage ist natürlich durch diese Bestimmung nicht aus der Welt geschafft, inzwischen aber sind die studirenden Frauen in England auf die akademischen Grade von Hochschulen angewiesen, die an Ansehen nicht mit den beiden alten Universitäten konkurriren können.

## Wahrnehmungen eines Arztes auf dem Kriegsschauplatz.

Ein Schweizer Arzt, der zur freiwilligen Hilfeleistung sich nach Volo versüßt hat, sendet dem „Bund“ einen interessanten Bericht über die dort und auf dem Schlachtfeld von Belestino gemachten Wahrnehmungen.

Auf dem Schlachtfeld von Belestino. (5. Mai.)

Die Hauptarbeit begann am Mittwoch Abend (5. Mai) am ersten Schlachttage von Belestino, welcher Ort mit der Eisenbahn in 40 Minuten erreicht wird. Ich hatte den Nachmittag auf dem Kampfsplatz zugebracht und dort an sämtlichen sanitarischen Hilfsstaffeln theilgenommen; zuerst in der Feuerlinie, wo ich zirka 15 bis 20 Verwundete nothdürftig verband und die Krankenwärter nach dem Hauptverbandplatz spediren ließ. Hier fand sich kein Arzt, und ich wurde durchweg auch für einen Krankenwärter gehalten, bis mich ein Offizier, ein Spartaner, der sich auf einem Grat befand und hinter demselben seine

Kompagnie, des Befehls harrend, in ziemlich geschühter Lage postirt hatte, nach meinem Namen fragte und sich höchst wunderte, daß wir bis zu ihnen vorgerückt waren. Der gute Wille und die Thätigkeit der Krankenküster ließen nichts zu wünschen übrig; dagegen waren sie (ich weiß nicht bestimmt, ob es nur hier oder überhaupt so ist) miserabel ausgerüstet. Eine Flasche mit Wasser, lange nicht jeder hatte diese, Tragbahnen aber fehlten gänzlich. Die Verwundeten wurden auf Decken gelegt, und diese wurden an den vier Zipfeln gefaßt; die denkbar unpraktischste Methode für den Transport, indem namentlich Verwundete mit Knochenverletzungen durch das eigene Gewicht zusammengedrückt werden und so unsäglich leiden, da durch den Zug an der Decke die Knochen beständig sich an einander reiben. Einen Unterschied zwischen Krankenküstern und Krankenträgern gab es nicht. Als dacht bei mir ein Soldat fiel, ging ich mit dem Krankenküster, der den Verwundeten transportirte, aus dieser mir jetzt sehr ungemüthlich erscheinenden Feuerzone fort zum Hauptverbandplatz. Immerhin hatte ich mir durch das verwegene Vordringen die Sympathie der anwesenden Truppenoffiziere erworben und zugleich die Gelegenheit gehabt, aus eigener Erfahrung etwas über den Dienst der ersten Hilfslinie zu berichten.

**Auf dem Hauptverbandplatz von Belestino.**

Etwa 3/4 Stunden hinter der Feuerlinie war der Hauptverbandplatz. Auf demselben fand ich ungefähr das, was wir in der Schweiz von einem Truppenverbandplatz erwarten, wohlverstanden, die chirurgischen Hülfeleistungen betreffend. In einem ringsum von distelbewachsenen runden Hügelchen umgebenen Grunde waren fünf Zelte aufgeschlagen, welche mit Verwundeten vollgepfropft waren. 10 Aerzte und 30 Krankenpfleger beschäftigten sich mit den Ankommenden, indem sie den ersten Verband abrißen und einen zweiten, wesentlich gleichen anlegten; Operationen wurden nicht gemacht; das einzige war das Unterbinden eventuell spritzender Gefäße und das sehr unzweckmäßige, chirurgisch gerabezu frevelhafte provisorische Zuzähen großer Wunden.

Uebrigens, wie hätte man auch hier operiren wollen, wo sich nicht einmal ein Operationstisch befand, wo das Wasser aus dem mindestens 3/4 Stunden entfernten Dorfe Belestino herbeigetragen werden mußte und meistens Aerzte arbeiteten, die von Chirurgie und Antiseptik nicht eine blasse Ahnung hatten! Nicht einmal einen regelrechten Esmarch'schen Schlauch zur temporären Blutstillung konnte ich entdecken, sondern ich sah nur ganz alterthümliche Tourniquets, wie sie antiquarisch auch noch in meiner Kiste für Instrumente und Knochenbruch-Bandagen sich vorfinden. Ich habe nachzutragen, daß die Kranken hier auf ordentlichen Tragbahnen ankamen, welche etwa eine halbe Stunde hinter der Feuerlinie glücklicherweise die Decken ablösten.

Eine Sonderung der Patienten nach dem Grade ihrer Verletzung, wie sie bei uns vorgesehen ist, wurde nur insofern durchgeführt, als die Hoffnungslosen zusammen zu liegen kamen. Von einem Feldprediger konnte ich nichts entdecken. Der zweite Arzt, Dr. Scharnides, sprach sehr gut französisch und erklärte mir alles, freilich auch meine sämtlichen Bedenken resignirt besätigend. Er bat mich dringend, mit dem bald abgehenden Verwundetenzuge nach Volo zurückzukehren.

Eine so unsichere Fahrt, wie diese auf dem stark zum Meere abfallenden schmalspurigen Geleise, ohne Licht und mit von Verwundeten überladenen Wagen, hatte ich nie gemacht. Gottlob begann für mich die Arbeit wieder unverweilt, indem plötzliche schwere Nachblutungen sofortiges Einschreiten nothwendig machten, so daß ich an nichts anderes mehr dachte. Meine Hosenträger kamen mir nun als Esmarch'sche Binden trefflich zu statten, und es wurden dadurch tödliche Hämorrhagien aufgehalten.

**Im Spital von Volo.**

In Volo angekommen, abends 9 Uhr, begab ich mich blutüberströmt sofort in das Spital, wo bald darauf die ersten Verwundeten eintrafen. Da war ich nun ganz selbständig, indem mich Fräulein Kalsopothakis bat, die Leitung für die Nacht zu übernehmen und alle Anordnungen zu treffen. Ich schlug vor, nur die ganz schwer Verwundeten zu nehmen, da wir sehr gute Pflege, und die leichteren Fälle alle in das gottlos noch im letzten Moment eröffnete, allerdings furchtbar primitive Militärspital von Volo zu spediren. Bald waren wir von Tragbahnen voll ächzender Soldaten und Offiziere umringt, und in Hent und Hofen, assistirt von den tapfern athensischen Mädchen, ging es an die oft schauerhafte Arbeit. Keine Maschinenverletzung reicht an das schenliche Bild einer ausgebehten Granatverletzung heran, welche Wunden außerdem noch voll von Steinen und Schmutz waren und den Desinfektionsversuchen den größten Widerstand entgegensetzten. Es war uns unmöglich, genau zu operiren, und wir beschränkten uns darauf, daß wir mit Messer und Scheere die beschmutzten Weichtheile wegschnitten, unterbanden, wo es blutete, und die beweglichsten Knochenstücke entfernten, um dann eine Jodoformgaze-Lamponade und festen Verband anzuschließen. Es mußten natürlich beständig Aethereinspritzungen gemacht werden, was die Mädchen ebenfalls selbst besorgten, und auf die Narke mußte fast ganz verzichtet werden. Um 12 1/2 Uhr kam der zweite Verwundetenzug an, der uns neue Arbeit brachte, und wie in einer Fabrik arbeiteten unsere Hände bis zur Morgendämmerung.

Zwei Damen übernahmen die Nachtwache in den Krankensälen,

während ich in den Kleidern mich auf meiner Matratze ausstreckte, um nach zwei Stunden den Dienst wieder aufzunehmen. Das war nun ein langer Tag, der anbrach! Glücklicherweise erschien Dr. Candas bei Zeiten und wir begannen die Operationen, abwechselnd einander assistirend. Die Instrumente reichte eine der Damen, während die andere chloroformirte. (Aether wurde zur Narke nicht angewandt.)

Fast alle durch Gewehrklugeln verursachten Verletzungen der Knochen waren außerordentlich schwere komplizierte Wunden. Die Knochen des Armes, Beines und Beckens waren meist mehrfach gebrochen, so daß ausgedehnte Abschneidungen nöthig waren. Die Weichtheilschüsse und Bauchdurchlöcherungen zeigten nur kleine Ein- und Ausschüßöffnungen und wurden als aseptisch angesehen. Eröffnungen der Bauchhöhle und Raht der Eingeweide machten wir aus Zeitmangel nicht, außer wenn direkte Anzeichen innerer Blutung vorhanden waren.

**Kleines Feuilleton.**

— Die 28 Großstädte des Deutschen Reiches im 19. Jahrhundert, welche am 2. Dezember 1895 mehr als 100 000 Einwohner hatten, behandeln die „Mittheilungen des württemberg. Statistischen Landesamts“. Die gegenwärtigen 28 Großstädte in Deutschland hatten folgende Bevölkerung:

	2. 12. 1895	1. 12. 1875	1816
Berlin . . . . .	1 677 351	966 858	166 584
Hamburg . . . . .	625 552	264 675	106 920
München . . . . .	407 174	193 024	46 396
Leipzig . . . . .	398 448	127 387	32 492
Breslau . . . . .	373 206	239 050	63 020
Dresden . . . . .	334 066	197 295	49 074
Köln . . . . .	321 431	135 371	38 844
Frankfurt a. M. . . . .	229 299	103 136	40 485
Magdeburg . . . . .	214 397	87 925	30 250
Hannover . . . . .	209 560	106 677	24 000
Düsseldorf . . . . .	176 024	80 695	11 844
Königsberg i. Pr. . . . .	172 391	122 636	55 197
Nürnberg . . . . .	162 380	91 018	49 459
Chemnitz . . . . .	160 991	78 209	10 835
Stuttgart . . . . .	158 321	107 273	21 124
Altona . . . . .	148 944	84 097	23 085
Bremen . . . . .	141 937	102 592	47 797
Stettin . . . . .	140 731	80 972	21 143
Elberfeld . . . . .	139 168	80 589	18 071
Strasbourg i. G. . . . .	135 313	94 806	49 902
Charlottenburg . . . . .	132 393	25 847	3 223
Barmen . . . . .	127 002	86 504	23 104
Danzig . . . . .	125 639	97 931	44 511
Halle . . . . .	116 302	60 503	19 747
Braunschweig . . . . .	114 686	65 938	29 050
Dortmund . . . . .	111 235	57 742	4 000
Nachen . . . . .	110 489	79 606	27 164
Krefeld . . . . .	107 278	62 905	8 319

Alle diese Großstädte zusammen zählten

1895	1875	1816
7 271 708	3 880 701	1 065 640

Einwohner. Dabei hatte das Gebiet des gegenwärtigen Deutschen Reiches 1895 52,28 Millionen, 1890 42,7 Millionen, 1816 24,8 Millionen. Zu Beginn unseres Jahrhunderts gab es also überhaupt nur zwei Großstädte im jetzigen Reichsgebiet, Berlin und Hamburg, die Hauptstadt des größten deutschen Staates im Norden und die Hauptseefahrt, und diese zwei hatten verhältnißmäßig recht bescheidene Bevölkerungsziffern. Die Städte Krefeld, Düsseldorf, Chemnitz waren sehr mächtige Landstädte, Charlottenburg und Dortmund unbedeutende Wohnplätze. Im Jahre 1875 hatten sich erst 11 Städte zu „Großstädten“ aufgeschwungen. Allen voran blieb Berlin, das von 1816 bis 1875 um volle 800 274 Personen gewachsen ist. Voller 59 Jahre hat Berlin gebraucht, um von 166 584 auf 826 341, also um 659 757 Personen anzuwachsen; in den 24 Jahren 1871—95 dagegen betrug die Zunahme 851 010, war also größer als diejenige der ersten zwei Drittel des ganzen Jahrhunderts. Auch die Hauptstädte der anderen größeren Bundesstaaten des Reiches haben keineswegs gelitten; von 1816 bis 1895 haben sich München von der 9. zur 3., Dresden von der 7. bis zur 6. und Stuttgart von der 21. zur 15. Stelle gehoben. Städte mit reicher Vergangenheit und von altem Ansehen, wie Königsberg i. Pr., Strasbourg i. G., Nürnberg gehörten noch beim Eintritt in unser Jahrhundert zu den sechs größten deutschen Städten; beim Ausgang desselben sind sie an die 12., 20. und 13. Stelle hinuntergedrängt worden.

Vor achtzig Jahren wohnte nur 1 pCt. der Gesamtbevölkerung in „Großstädten“, heute 14 pCt. Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 waren von je 100 ortsanwesenden Einwohnern außerhalb der betreffenden Großstadt geboren in München 64 pCt., Hannover 62,5, Stettin 62,4, Dresden 61,8, Frankfurt a. M. 61,7, Stuttgart 59,9, Leipzig, Strasbourg 59,8, Berlin 59,3, Altona 59,1, Halle a. S. 58,5, Chemnitz 58,4, Breslau 57,4, Königsberg 56,8, Magdeburg 55,8, Braunschweig 55,4, Nürnberg 54,9, Düsseldorf 53,2, Hamburg 52,5, Danzig 49,4, Köln 47, Bremen 45,2, Elberfeld 42,7, Krefeld 41, Barmen 38,7 und Nachen 37,6. Man sieht, nur in 7 von 26 hier aufgeführten Großstädten bestand am 1. Dezember 1890 die Mehrheit der Ortsanwesenden aus Ortsgebürtigen, und auch bei keiner dieser 7 erreichte sie zwei Drittel.

Der „Reichs-Anzeiger“ meint: „Wenn“ das Wachstum der deutschen Großstädte in demselben Maßstabe fortschritte, in welchem es 1875—1895 vor sich gegangen ist, so würde in weiteren 20 Jahren, also im Jahre 1915, unter je 5 Einwohnern des Deutschen Reichs ein „Großstädter“ sein.

### Theater.

— Mit den Debüts zum Schluß der Saison ist es ein schlimmes Ding. Der Debutant ist nicht gerade beneidenswert. Mühe pflegen sich die Vorstellungen hinzuschleppen. Bei überarbeiteten Schauspielern, wie beim Publikum giebt's keine rechte Freude mehr. Da müßte schon ein Ganzer kommen, oder ein Mann, in dem ein Funken wirklicher Genialität anflodert, um aufzurütteln. Von diesem Schlag ist Herr Leffler aus Bremen nicht wie es scheint. Er gab am Montag im Deutschen Theater den Posa in Don Carlos. Ein brauchbarer Schauspieler, aber kein Mann, der seine besondere Sprache giebt. Sommerstorf giebt den Marquis Posa mit vornehm-priesterlicher Feierlichkeit. Andere Schauspieler betonen im Posa den jugendlich glühenden Stürmer. Herr Leffler meinte wohl uns realistisch kommen zu müssen. Er gab einen Posa mittlerer Statur, nicht recht feierlich und nicht recht zum Fanatismus begeistert. Bei dieser mittleren Wärme will nur Schiller's jugendlicher Schwung verkümmern. — Ein Alba, wie der eines Herrn Sauermann, sollte auch im Frühommer an einem großen Theater nicht möglich sein. Dieser Alba schritt über die Bühne mit einem Nachdruck, wie der Geist von Hamlet's Vater. Dem steifen Gang entsprach die trockene Geberde. Dafür berauschte sich dieser Alba an seinem sonoren Organ. —

### Archäologisches.

— Eine Azteken-Handschrift. Aus New-York wird berichtet: Die Universität des Staates Ohio hat kürzlich eine Azteken-Handschrift erworben. Es giebt überhaupt in der ganzen Welt nur fünf solche Handschriften. Die in Rede stehende entdeckte ein Arbeiter ganz zufällig beim Bau der neuen Wasserleitung in Fairfield, Iowa. Er stieß beim Graben auf einen Holzblock, der mit Pech überzogen war. Der Block war hohl und barg im Innern eine Wirkentunde, die auf der einen Seite mit Hieroglyphen bedeckt war. Bald stellte es sich heraus, daß man eine Azteken-Handschrift vor sich hatte. Sie soll nicht viel älter als 400 Jahre sein. Entziffern kann die Sprache der Azteken bis heute Niemand. Nach der Eroberung Mexiko's durch die Spanier zerstörten die fanatischen Priester die gesammelten Schriftwerke dieses merkwürdigen Volkes. Kein Schriftdenkmal sollte der Welt Kunde von der Gesittung der Azteken geben. —

### Zoologisches.

— Der große Libellenschwarm, der am Mittwoch voriger Woche in Delitzsch beobachtet wurde, scheint eine ungeheure Ausdehnung gehabt zu haben, denn am demselben Tage ist er auch in der Mark Brandenburg bemerkt worden. So wird der „Magdeburger Zeitung“ darüber aus Freienwalde a. d. O. berichtet: Eine interessante Naturerscheinung ist am Mittwoch Vormittag hier beobachtet worden. Unzählige Mengen einer Art Wasserjungfer, gemeiner Blattlauch (Libellula depressa) genannt, kamen von Südosten und flogen nach Nordosten über die bei der Stadt liegenden Wiesen hin. Diese Thiere haben schon öfter durch die ungeheuren Mengen, in denen sie auftreten und durch ihre weiten Flüge die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Die Flüge nehmen ihren Anfang bei irgend einem Teiche oder Sumpfe, wo die Thiere aus den Larven geschlüpft sind. Mit Sonnenuntergang übernachten sie auf Dächern und Bäumen, um am nächsten Tage den Flug wieder fortzusetzen. Es liegt unzweifelhaft der instinkttartige Trieb zu einer Ortsveränderung vor, da die Thiere gegen ihre Gewohnheit und bevor an ihrer Geburtsstätte Mangel an Nahrung ihnen fühlbar gewesen sein konnte, diese in geregelten Zügen, gleichfalls sehr gegen ihre Gewohnheit, verließen. Man darf auch annehmen, daß für die künftige Brut einer so großen Zahl die Gewässer, aus denen sie gekommen sind, nicht ausgereicht haben dürfte. Es wäre von allgemeinem Interesse, zu erfahren, wo und wie dieser Libellenzug sein Ende gefunden hat. —

### Technisches.

co. Erfinder in den Vereinigten Staaten. Die Zahl der Erfinder in den Vereinigten Staaten, die in den letzten 25 Jahren mehr als 100 Patente genommen haben, soll, nach dem englischen Blatte „Engineering“, 25 betragen und die Gesamtzahl der diesen 25 Erfindern bewilligten Patente beläuft sich auf 4894. An der Spitze steht Edison mit 711 Patenten. Die Durchschnittszahl beträgt 196 Patente für jeden der 25 Erfinder. —

### Humoristisches.

#### Die alte Burschenherrlichkeit.

Aus Göttingen schreibt man uns: Die hiesigen Korps haben beschlossen, dem Vorgange der Heidelberger folgend, den Kollegbesuch offiziell zu machen. Die Konfession, die mit diesem Beschluß von Seiten der Studenten dem eigentlichen Zweck der Universität gemacht wird, wurde von dem Präsidenten in einer Bierrede verkündigt, welche in Professorenkreisen gewiß mit achtungsvollem Dank begrüßt werden wird.

Sie lautet:

„Meine Herren! Jrgend ein großer Mann hat gesagt, daß den Jüngling Bescheidenheit ziere. Ich weiß nicht, ob er Recht hat,

denn ich kenne recht viele Jünglinge, welche keine Bescheidenheit ziert. Das sind die Streber, die in die Kollegien gehen und lernen. Wir Mitglieder der Göttinger Korps waren bis jetzt bescheiden, bescheiden an Kenntnissen, bescheiden an Ehrgeiz, Fleiß und Wissensdurst.

Das muß anders werden, meine Herren. Frech müssen wir werden, wie die Römer im Studentenlebe! Beweisen wir diesen Professoren, daß wir Muth haben, den Muth zum Kollegienbesuch, gegen die Tradition des deutschen Korpsstudenten. Noch ist die alte Burschenherrlichkeit nicht ganz entschwunden, jene akademische Freiheit, die vor nichts erschrickt und zittert. Beweisen wir dies, indem wir das Neueste thun, was ein Student thun kann, indem wir — studiren!  
K. T.

### Vermischtes vom Tage.

— Ueber die Dynamit-Explosion in Krümmel bei Geesthacht wird aus Hamburg geschrieben: Eine heftige Detonation schreckte heute Morgen kurz nach 6 Uhr die Bewohner Hamburgs und Umgegend aus dem Schlafe auf. Auf die erste folgte eine zweite weit stärkere und sodann eine dritte Detonation. Das Unglück hatte sich, wie bereits telegraphisch berichtet worden ist, in der Fabrik der Dynamit-Aktien-Gesellschaft vorm. Alfred Nobel u. Co. (Hamburg) in Krümmel bei Geesthacht ereignet. In dem Gemengeschuppen, wo Nitroglyzerin hergestellt wird, sand plötzlich eine heftige Explosion statt. Wahrscheinlich war ein Sandforn in die Mischmaschine gerathen, hatte einen Druck auf die gefährliche Masse ausgeübt und diese dann zur Explosion gebracht. Authentisches wird sich nie feststellen lassen, da die sämtlichen vier Arbeiter, die in dem betreffenden Raume arbeiteten und die eventuell Ausschluß geben könnten, der Katastrophe zum Opfer gefallen sind. Sämtliche vier sind verheiratet und Familienväter. Der ganze Schuppen mit diesen Arbeitern flog in die Luft, letztere selbst sind in Atome zerissen worden, von den Körpern der unglücklichen Leute hat man nichts wieder zu sehen bekommen. — Sobald die erste Explosion stattgefunden hatte, rief ein Arbeiter durch das „Nothhorn“ den in den angrenzenden Schuppen beschäftigten Leuten zu, sich in den „Unterschluß“ zu retten. Es ist ein besonderer, mit überaus dicken Mauern versehener Raum, der die Bestimmung hat, bei einer etwaigen Katastrophe den Leuten Sicherheit zu gewähren. Dadurch, daß der größte Theil der Arbeiter diesem Rufe folgte, ist ein Unglück von unabsehbarer Tragweite verhütet worden. Denn es folgte plötzlich eine zweite Detonation, die die erste bei weitem an Stärke übertraf. Der Lager-schuppen mit 5400 Pfund (54 Zentnern) Dynamit war in die Luft geflogen. Von dem Gebäude blieb kein Stein auf dem andern. Der „Unterschluß“ wurde zwar zertrümmert, jedoch blieben die Schutzscheiden gänzlich unverletzt, da die dicken Mauern erfolgreich widerstanden. Schlimm erging es den Leuten, die den Warnungsruf unbeachtet gelassen hatten und davongeeilt waren, sie wurden von den umherliegenden Trümmern, Holzhallen, Steinen u. dergl. getroffen und zu Boden gestreut. Hierbei haben 26 Personen theils sehr schwere, theils leichtere Verletzungen davongetragen. Nach dieser zweiten, heftigsten Detonation folgten noch zwei weitere Explosionen, wodurch im ganzen fünf Schuppen zerstört wurden. Die ganze Fabrik bietet ein schreckliches Bild der Verwüstung, das gar nicht zu beschreiben ist. Die umliegenden Häuser der Fabrikarbeiter und der Beamten sind schwer beschädigt; sämtliche Fensterscheiben wurden eingedrückt, auch nicht ein Fenster ist unverletzt geblieben. Die Bäume in der Nachbarschaft sind wie weggerafft. Jenseits der Elbe, in dem gerade gegenüberliegenden Dorfe Lespe wurde infolge des Luftdrucks ein Bauernhaus gänzlich abgedeckt. In Bergedorf, Geesthacht, Zollenpfeiler u. s. w. weisen die Häuser größtentheils Mauerbrüche auf. Vielfach wurde anfangs an ein Erdbeben geglaubt.

Von den Geidtdeten wurden nur wenige Ueberreste gefunden. In den beiden anderen Fabriken wurden sieben Arbeiter durch Glasstrümmen leicht verletzt. Im weiten Umkreise sind tausende von Fensterscheiben zersprungen, sonst ist der entstandene Schaden gering.

— Die Insel Sylt hat von jetzt ab telephonische Verbindung mit Hamburg und Berlin. —

— In Pont Chateau bei Nantez (Frankreich) explodirte ein Mörser bei Gelegenheit eines Feuerwerks. Vier Personen wurden getödtet. —

— In Gr. Bezskerec wurde am Montag der Advokat Nicolos von einem Landwirth Girdouacski, bei welchem er eine Pfändung vornehmen mußte, auf offener Straße erdolcht. —

— Der Postdampfer „Arcadia“, der bei Kap Ray (West-Neufundland) strandete, ist nach einem der Rhederei der „Hamburg-Amerika-Linie“ zugegangenen Telegramm gestern Morgen um 3 Uhr wieder abgekommen und um 7 Uhr nach dem in der Nähe von Kap Ray gelegenen Port Basque eingebracht. Der Dampfer ist zwar stark beschädigt, die Pumpen haben jedoch das eindringende Wasser beseitigen können. Das Schiff wird in Port Basque vorläufig dicht gemacht und geht alsdann nach Queenstown, um dort behufs Reparatur in Dock geholt zu werden.